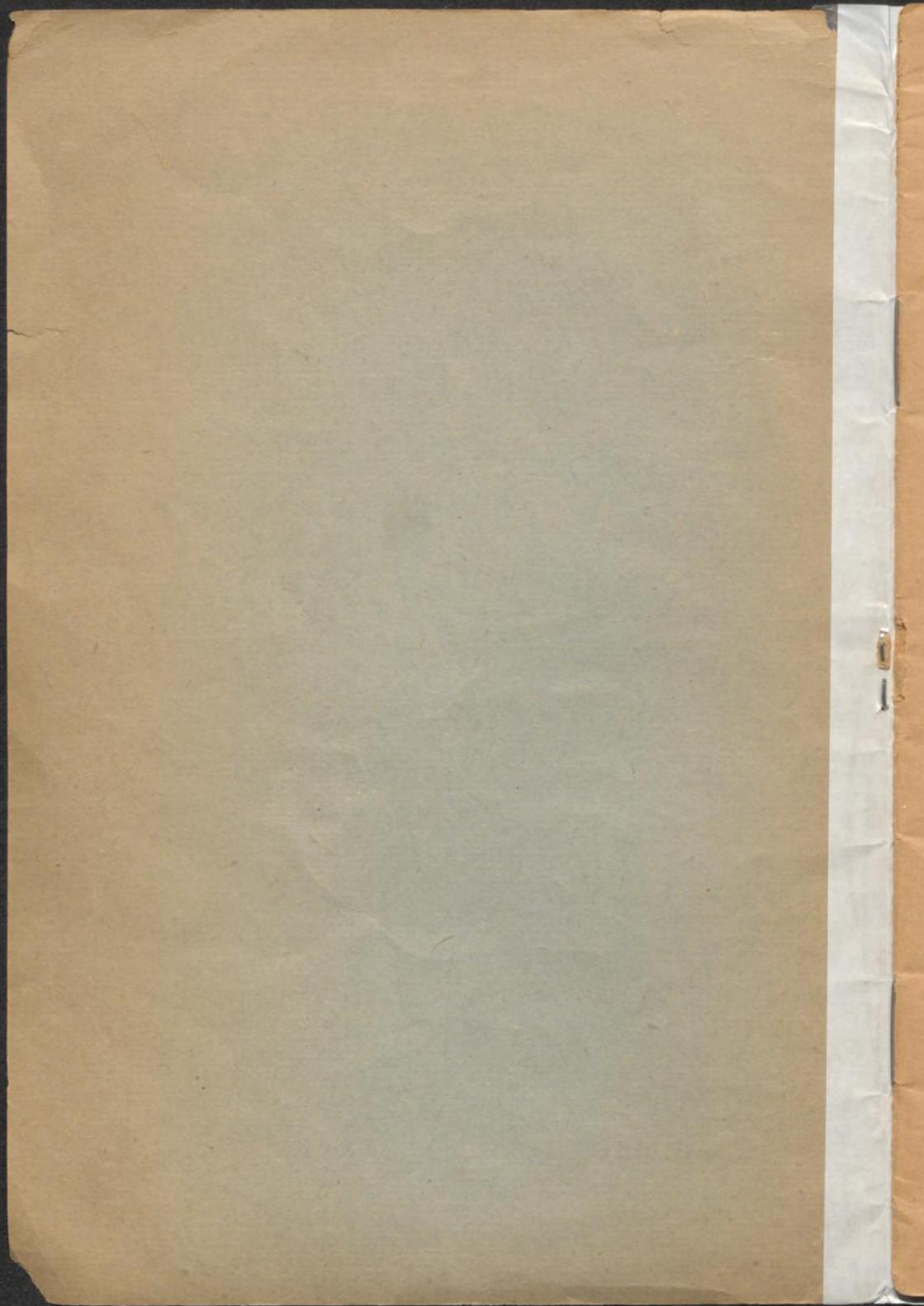


159829

Josef Kabl

Meine
Lebenserinnerungen





Das gesamte Reinerträgnis dieses
Buches fließt dem greisen Autor zu



Joseph Rabb

Meine
Lebenserinnerungen

von

Josef Rabl



Herausgegeben von der
Sektion „Donauland“
des Deutschen und Österreichischen
Alpen-Vereins.

Wien, 1923.

a 159.829



JN 271.689

Bibliothek
Gugitz

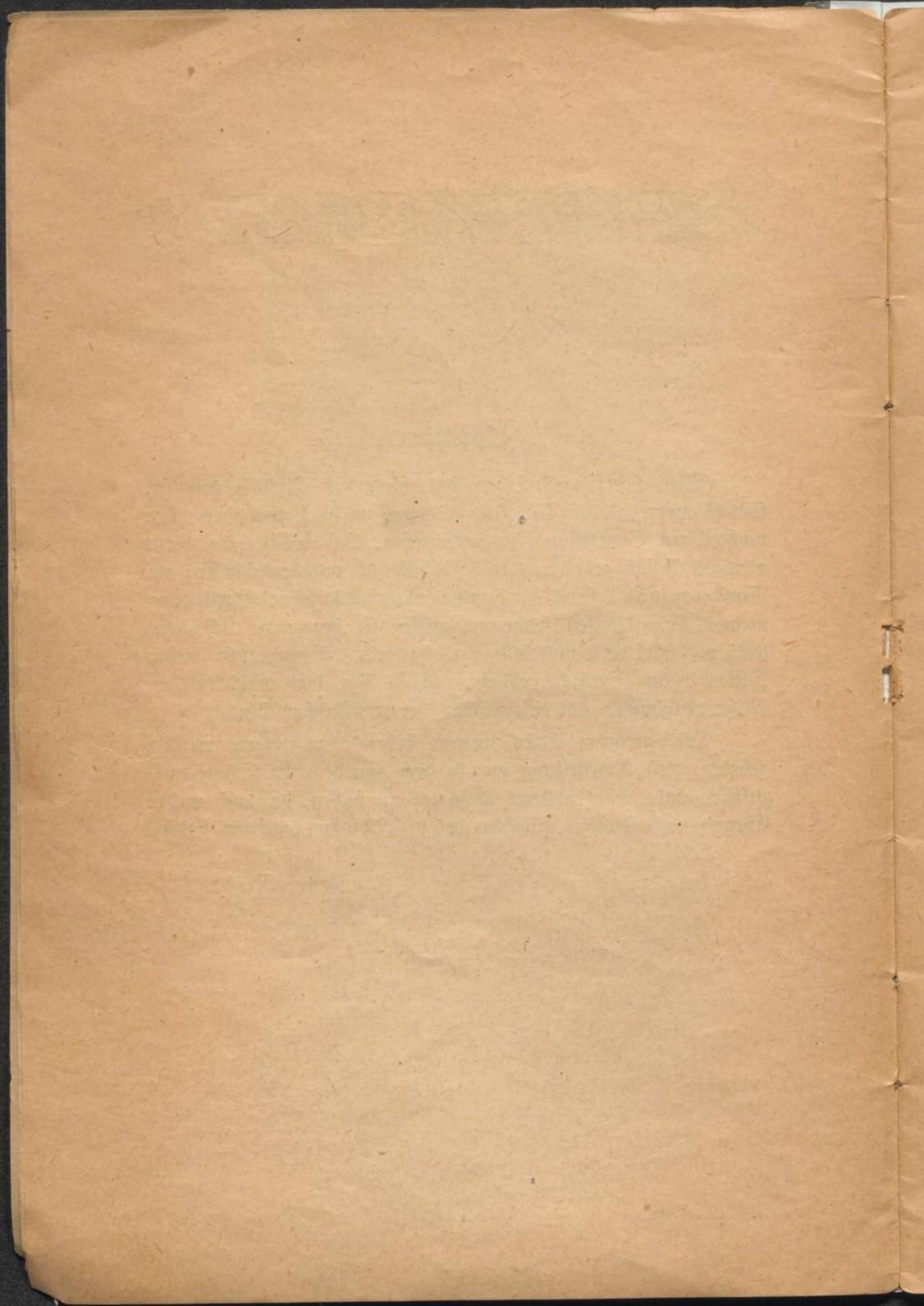


Vorwort.

Mein überlanges Leben hat wiederholt Anlässe geboten, sowohl meine alpine Tätigkeit als auch mein Privatleben einer nachteiligen Beurteilung zu unterziehen. Ich selbst habe hiezu niemals Anlaß geboten. Deshalb habe ich mich entschlossen, am Rande meines Lebens durch eine wahrheitsgetreue Darstellung meines Lebenslaufes solchen Angriffen zu begegnen. Ich habe stets versucht, recht und billig zu handeln. Wenn es in vielen Fällen beim Versuch geblieben ist, so lag dies wohl in den Mißverständnissen und Schwächen der menschlichen Natur.

Die geehrten Leser meiner Lebenserinnerungen werden gebeten, diese Darstellung nur in dem angedeuteten Sinne aufzufassen und nichts anderes dahinter zu suchen, da mich weder Ehrgeiz noch sonstige Absichten bei der Abfassung geleitet haben.

Josef Kabl.





Auch die Berufe meiner Vorfahren waren geistiger Art. Mein Großvater väterlicherseits war bürgerlicher Weinbauer (Weinbauer) im Markte Pulkau, mein Großvater mütterlicherseits im Pottendorfer Brauhause Bierwirt und später Gastwirt „Zum lustigen Bauern“ in der Wiener Vorstadt Margareten.

Die Familie meines Vaters betrieb seit jeher das Weinbauergewerbe und war ein hartes, langlebiges Geschlecht. Der Urgroßvater und die Urgroßmutter wurden über neunzig Jahre alt. Mein Vater war in seinem siebenundsiebzigsten Jahre noch sehr rüstig, als er sich eine Lungenentzündung zuzog, die ihn das Leben kostete. Ich zähle heute ebenso hoch, aber die Jahre belästigen mich nicht; ich habe mir daher noch Einiges vorgenommen.

Außer der Langlebigkeit war in dieser Familie auch eine sonst bei Bauerngeschlechtern nicht häufige Wandersucht erblich. Mein Urgroßvater Georg Rabl (auch Rabel) hatte viele Söhne, von denen mein Großvater allein in Pulkau blieb, während die anderen sich nach allen Richtungen zerstreuten.

Eine Tochter meines Urgroßvaters, Juliana Rabl, heiratete einen Wirtschaftsbesitzer namens Anton Postel im Dorfe Poggitz bei Znaim und wurde die Mutter von Karl Postel, der in den Vierziger-Jahren unter den Namen Charles Sealsfield ein berühmter, noch heute geschätzter Romanschriftsteller war. In diesem Manne kam die Rabl'sche Wandersucht ganz stürmisch zum Ausbruch; er verschwand als Dreißigjähriger aus dem Ordenshause der Prager Kreuzherrn, wo er Sekretär des Ordensgenerals gewesen war, und ging nach Amerika. Von dem bewegten Leben, das er in der neuen Welt führte, erzählen seine Romane, die das Gepräge der Selbstanschauung tragen.

Mein Vater war einundzwanzig Jahre Soldat; die Wandersucht trieb ihn zu stetem Garnisonswechsel. Er war sich dieser Eigenschaft bewußt und schrieb in sein Tagebuch: „Es steckte in mir eine Wandersucht, so daß ich nicht lange an einem

Orte verweilen mochte." Wien, Linz, Brünn, Olmütz, Triest, Verona, Mantua waren die Städte, wo er zeitweise über sein Ansuchen stationiert wurde.

Als bei mir die Wandersucht zum Durchbruch kam, war ich schon mündig, hatte aber bis dahin den Stefansturm nur für wenige Stunden aus den Augen verloren. Da wurde mir Gelegenheit geboten, eine Reise nach Kärnten zu machen; ich besuchte Heiligenblut und bestieg den Großgöckner.

Diese Reise und die Bekanntschaft mit Gustav Jäger wurden mir verhängnisvoll. Ich verließ meine Stellung und beschloß, mich der touristischen Literatur zu widmen. Eine Bibliothek von Reisesführern und Monografien (über 20 Bände) und 27 Jahrgänge „Oesterreichische Touristen-Zeitung“ sind nebst ungezählten Artikeln und Schilderungen die Folge davon.

Meines Vaters Jugend fiel in keine heiteren Zeiten. Er verzeichnet die napoleonischen Invasionen, den Staatsbankrott und seines Vaters Tod unter seinen Kindheits-erinnerungen. Im Neunerjahre mußten die Pulkauer mit Hab und Gut in die Wälder flüchten und dort mehrere Wochen ein freies Leben führen. Schlimmer fast war noch, als im Jahre 1811 der Wert des Guldens plötzlich von 60 kr. auf 12 kr. herabgesetzt wurde. Das kaiserliche Patent vom 20. Februar 1811 verfügte den Staatsbankrott und Oesterreichs Völker verloren über Nacht 848 Millionen Gulden. Die Ersparnisse der Familie schmolzen auf ein Fünftel zusammen. Einiges allerdings werden die guten und reichen Weinjahre 1811 und 1812 wieder hereingebracht haben.

Als Siebzehnjähriger wurde mein Vater zum Militär affentiert. Er kam zur Artillerie und nach Wien; da er gute Anlagen zeigte, wurde er aus der Regimentschule zum Bombardier-Corps befördert. Dieses Corps war eine geistige Wase im altösterreichischen Staatswesen und verdient noch nach hundert Jahren anerkennende Erwähnung; wenn auch vor allem eine Artillerieschule, war es außerdem noch eine Bildungsstätte von großer Bedeutung. Sechs Jahre lang gehörte mein Vater dem Bombardier-Corps an und ihm verdankte er seine gediegene Bildung.

Ich erinnere mich noch eines Mannes, mit dem mein Vater, als mit einem Kameraden aus der Bombardierschule, zeitweise verkehrte. Dieser Mann war eine damals sehr berühmte und volkstümliche Persönlichkeit, nämlich der Roman-

schriftsteller Eduard Breier, er schrieb in der zweiten Hälfte der Fünfziger Jahre den in Niederösterreich und Wien spielenden Roman „Die beiden Grasel“, der einen fabelhaften Erfolg hatte, und ließ demselben noch eine ganze Reihe phantasiereicher und zumeist auch recht guter Volksromane nachfolgen.

Im Jahre 1837 ereignete sich eine für mich wichtige Begebenheit: Papa machte die Bekanntschaft meiner Mutter, der Wirtstochter Barbara Erler, die er aber erst sechs Jahre später heiratete. Leidenschaft scheint dabei nicht im Spiele gewesen zu sein; jedenfalls war die Rabl'sche Wandersucht stärker als die Liebe, denn mein Vater, der schon ganz Oesterreich auf Garnisonswechsel durchgezogen hatte, ließ sich nach Linz versetzen und die Beziehungen wurden brieflich fortgesetzt. Dieser Briefwechsel, oder eigentlich nur die stilistisch und kalligraphisch gelegenen Briefe meines Vaters, ist mir als Buben in die Hände gefallen; Väterchen fand, als er meinen Vorwitz entdeckte, daß seine Liebesbriefe kein geeigneter Lesestoff für den 14 jährigen Sohn seien, und warf die so lang bewahrten Scripturen kurzweg ins Feuer.

Er verbrannte ein Vermögen, denn es waren die markierten Briefumschläge dabei.

Im Juli 1840 verließ mein Vater als „Patental-Invalide“ den Militärverband und trat zuerst bei der „N.-D. Kameral-Gefällen-Verwaltungs-Rechnungs-Konfektion“ und später bei der „k. k. Gefällen- und Domainen-Hofbuchhaltung“ als Diurnist in Dienste. Im Mai 1843 vermählte er sich mit meiner Mutter, und da ihm das Schreibergeschäft nicht gefiel, suchte er beim Wiener Magistrat um eine Wirtshauskonzession an, wurde aber abgewiesen.

Inzwischen war ich am 19. Jänner 1844 in der Vorstadt Wieden (Luisengasse) zur Welt gekommen, leider nicht als Wirtssproßling, sondern als Sohn eines Schreiberleins, und bin selbst ein Schreiberlein geworden und geblieben.

In Alt-Wien gab es noch viele Häuser mit großen Höfen und baumreichen Gärten; das machte die Stadt luftiger und wohnlicher als den Steinhafen von heute. Die Kinder spielten damals nicht auf der Straße, sondern in den Höfen, wo meist auch breitstämmige Bäume Schatten spendeten. Daran knüpfen sich meine ersten Erinnerungen und, merkwürdig genug, der Spielplatz meiner Kindheit besteht heute noch unverändert wie dazu-

malen, als die Kartätschen und Bomben des Fürsten Windischgrätz darüber hinsflogen. Mein Wissen vom Leben begann nämlich mit den Ereignissen des Jahres 1848. Altösterreich schien damals in Zerfall, aber erst 70 Jahre später erlebte ich ihn. Man wird nicht glauben, daß die gewaltigen Vorgänge des „tollen Jahres“ dem fünfjährigen Knaben besondere Eindrücke hinterlassen haben. Tiefer eingeprägt hat sich mir nur ein nicht ungefährliches Abenteuer meines Vaters, das meine Mutter viel Tränen kostete. Nach der Ermordung des Kriegsministers Latour war Wien unter die Herrschaft des Proletariats gekommen und die Truppen des Fürsten Windischgrätz und des Banus Jellacic zogen heran, um die Stadt zu erobern. Ungewißheit und Bangigkeit lagen in der Luft. Es war am 27. Oktober und mein Vater hatte sich vor die Währinger Linie gewagt; er kam eben zurecht, um den Einmarsch der Truppen zu sehen, als er aber wieder zurückkehren wollte, wurde er nicht mehr eingelassen. Er ging nach Klosterneuburg und sah in den nächsten Tagen von den Hügeln des Nußberges das Bombardement der Stadt und die zahlreichen Brände, die dadurch entstanden; mit welchen Gefühlen, da er Weib und Kinder schutzlos in der bedrohten Stadt wußte, kann man sich denken. Sobald Wien erobert war, versuchte er hineinzugelangen, aber man wies ihn bei den Linien zurück; es durfte niemand hinein und niemand heraus. Da unternahm er es, über den Linienwall zu klettern, und groß war der Jubel meiner Mutter, als sie den bereits verloren geglaubten Gatten wiedersah.

Daß die einundzwanzigjährige Militärлаufbahn meines Vaters dessen Wesen und Anschauungen beeinflusst hatte, ist selbstverständlich. Da es in jenen Tagen noch keinen Schulzwang gab, unterrichtete er seine Kinder selbst. Ich bin erst mit zehn Jahren in die Schule gekommen, als ich ein Zeugnis zur Aufnahme ins Gymnasium brauchte. Meine Schwestern sind nie in die Schule gegangen. Mich erzog der Vater auf militärische Weise. Der Stoc und die Mathematik haben dabei eine wesentliche Rolle gespielt. Nach seiner Methode brachte er es dahin, daß ich mit sechs Jahren als Wunderkind angestaut wurde. Meine Wunder tat ich merkwürdiger Weise in Dingen, darin ich mein ganzes Leben hindurch schwach gewesen bin, in Mathematik und Rechnen.

Lieber als an diese Triumphe erinnere ich mich an die

Spaziergänge und Spielplätze meiner Kinderjahre. Nur die ältesten Wiener dürften sich die Zustände jener Zeit vorstellen können, jener Zeit, da es außer Südbahn und Nordbahn keine Bahnen und außer Stellwagen nach den Vororten keine Verkehrseinrichtungen gab. Es war die Zeit des Belagerungszustandes, der fünf Jahre dauerte.

Natürlich war unser Ausflugsgebiet sehr beschränkt. Mein Kinderparadies waren die Gestade des Alserbaches, der damals bis zum Linienwall offen und schmutzig dahinsfloß. Hier sah es noch sehr ländlich aus; Weingärten, weitläufige Wiesen und Felsgründe wechselten. Vom Währinger Wasserturm der Kaiser Ferdinand-Wasserleitung (der heute noch steht) hatte man eine hübsche Aussicht auf die Stadt und den Prater sowie auf die Waldanlagen des im Bau begriffenen Irrenhauses. Dieser Wasserturm war der Mittelpunkt meiner Kinderfreuden. Von ihm aus sah ich zuerst einen Luftballon aufsteigen; der Unternehmer hieß Godard und seine Aufflüge waren damals eine Wiener Sensation. In der Nähe des Turmes befand sich das Edelmayr'sche Gasthaus, dessen Spezialität treffliche Gänsebraten waren, daher es im Volksmunde „Gänseburg“ und die Höhe, auf der es lag, „Ganserlberg“ genannt wurde. Ringsum und gegen den Linienwall zu grüntem die besten Weinrieden. Wien war in diesen Tagen noch eine Weinstadt und seine Umgebung ein Weinland; die vornehmsten Weinrieden befanden sich längst der Linienwälle und geschätzte Weinsorten gingen einst unter den Namen der Wiener Vorstädte (Mariahilfer, Gumpendorfer, Meidlinger, Hundstürmer usw.). Zwischen dem Wasserturm und dem Alserbach erstreckte sich ein weites Ackerfeld, wo kampflustige Buben mit Fahnen, Trommeln und hölzernen Schwertern ihre Schlachten schlugen.

Daß ich, wie die meisten Wunderkinder, die in mich gesetzten Erwartungen enttäuschte, ist nur selbstverständlich. Als ich aber in die Volksschule eintrat, war ich allen Mitschülern weit überlegen. Meines Vaters Lehrmethode war vortrefflich; besonders in Sprache und Stil hätten wir Geschwister es mit jedem Gymnasiasten aufnehmen können. Der Hauerssohn aus Pulkau war ein Literaturfreund und hielt viel auf schöne Sprache. Für die Winterabende hatte er das Vorlesen eingeführt. Wir saßen um den großen, runden Tisch und — strickten, alle ohne Ausnahme. Das Buch oder Blatt ging von Hand zu Hand;

so gewöhnte sich das Ohr an die Sprache und das Auge an die Orthographie. Der Vater war uns aber nicht nur Lehrer, sondern auch Arzt; er bevorzugte dabei die billige militärische Methode, nämlich Purgieren und Hungern, und verordnete zeitweise als Vorbeugung eine Purgierkur, die von uns, da er Senneblätter und Rhabarber verwendete, sehr gefürchtet wurde.

Im Anfang der 50er Jahre (1852 und 53) nahm mich mein Vater zweimal auf eine Fußreise nach Mariazell mit. Dunkle Eindrücke davon sind mir bis heute geblieben und noch viele Jahre später suchte ich einen solchen Eindruck in einem kleinen Aufsatz „Mariazell im Abendsonnenschein“ wiederzugeben.

In der Hernalser Volksschule, die ich besuchte, herrschte damals der alte Meißer mit dem Rohrstab, von dem er fleißig Gebrauch machte; ihm hatte ich allmonatlich das Schulgeld zu überreichen und seine gewandte Hand schnitt uns die Gänsefüße zurecht; Stahlfedern kannte man nicht.

Aus der Volksschule kam ich ins Piaristengymnasium; eben als ich in das Gymnasium eintrat, hörte ich zum erstenmale die Karalpe nennen. Es wurde damals in der Piaristenkirche das Mozartsche Requiem abgehalten. Das berühmte Musikwerk, welches angeblich seinerzeit von einem Unbekannten bestellt und nie abgeholt wurde, fand viel Interesse und galt einem Touristen, der auf der Karalpe verunglückt war. Drei Touristen machten im Oktober 1854 einen Ausflug auf die Karalpe und wurden dabei von einem Schneewetter überrascht. Einer derselben, namens Schröckenfuchs, war bald so erschöpft, daß er nicht mehr weiter konnte. Seine Kameraden entschlossen sich daher, ihn an einer geschützten Stelle zurückzulassen, während sie den Abstieg versuchten. Sie gelangten auch glücklich in das Tal, aber als sie den Zurückgebliebenen aufsuchten, war er in der Nacht erfroren. Noch heute erinnert das eiserne Schröckenfuchskreuz an jenen ersten Unglücksfall auf der Karalpe. Es dauerte trotzdem noch mehr als drei Jahre, bis auf der Karalpe ein Schutzhaus entstand. Inzwischen ereignete sich ein Unfall von Touristen, der beinahe zu einer Katastrophe geführt hätte. Es begaben sich nämlich einige junge Leute auf die Karalpe ohne sich vergewissert zu haben, ob die Almen auf dem Berge auch schon bezogen seien, und nachdem sie auf der Höhe angelangt waren, standen sie in der Vereinsamkeit allein. Es befanden sich zwar Sennhütten auf der Alpe, welche aber gut

versperrt und nicht zugänglich waren. Ein Stall ward geöffnet und in diesen flüchteten sich die müden und vor Kälte zitternden Touristen. Um sich vor der Kälte zu schützen, zündeten sie ein Feuer an und schlofen ein, bis der Ruf „Feuer, Feuer“ sie aufschreckte. Das Feuer hatte das dürre Sparrenwerk des Stalles ergriffen und in Brand gesetzt. Die Touristen flüchteten aus dem brennenden Stalle ins Freie, konnten aber zur Rettung des brennenden Objectes nichts tun, als die Nachbarhütten vor dem Ubergreifen des Feuers zu schützen. Es war ein schauerlicher Anblick, das wilde Karplateau von den Flammen beleuchtet zu sehen. Die obdachlosen Touristen warteten das Morgenlicht ab, um den Abstieg anzutreten, auf welchem Wege sie aufsteigende Landleute begegneten. Sie beeilten sich natürlich, aus der Schweißte derselben zu kommen, und schlugen Wege zum Semmering ein, da ihnen alle Lust zur Karpartie vergangen war.

Meine Laufbahn im Piaristengymnasium war bald zu Ende. Gegenüber dem Griechischen versagten alle Gewaltmaßregeln. Der Vater nahm mich aus der Schule und unterwarf mich seiner eigenen Lehrmethode. Des Freiherrn von Vega Mathematik, ein Werk, dessen Umfang schon Entsetzen einflößt, wurde mir zum Marterinstrument. Aus dem Griechischen war ich ins Mathematische gekommen, aus dem Regen in die Traufe.

Mein Vater war bis in sein letztes Lebensjahr ein eifriger Naturfreund. An Sonntagen und in den Ferien machte er gern weite Fußmärsche, wozu er häufig auch die Kinder mitnahm. Im Sommer sammelte er Beeren und im Oktober hielt er in den Weingärten Traubennachlese. Auch liebte er es, junge Vögel auszunehmen und daheim aufzufüttern. Später, als er Haus und Garten hatte, hörte das auf. Auch meine Mutter war eine Naturfreundin. Ich erinnere mich, daß sie mit uns Kindern einen Ausflug nach Mariabrunn machte und, als wir auf dem Satzberg lagerten, auf die Schönheit der Natur hinwies und die mir unvergesslichen Worte sprach: „Jede freie Stunde soll der Mensch benützen, um diese Natur zu genießen.“

Bald darauf erkrankte meine Mutter an einem inneren Leiden. Ich wurde gefirmt und eine Wallfahrt nach Maria-Enzersdorf zur Kirche „Maria Heil der Kranken“, war mein Hirnmingeschenk. Von Enzersdorf besuchte ich mit meiner Tante die Feste Lichtenstein, die, obwohl sie ganz Ruine war oder vielleicht gerade deswegen, auf mich großen Eindruck

machte. Ich habe diese Partie einem meiner Freunde brieflich geschildert; das war mein erster Tourenbericht. (1857).

Die Krankheit meiner Mutter war langwierig und fesselte sie mehr als ein halbes Jahr ans Bett. Da mein Vater sich und seine Familie mit jährlich 350 Gulden fortbringen mußte, war er nicht in der Lage, eine Wirtschafterin oder Krankenküsterin zu nehmen, und ich, ein vierzehnjähriger Knabe, hatte die Last der Krankenpflege und die Sorge für meine Schwestern zu tragen.

Als die Mutter starb, entfiel die Krankenpflege, aber die Wirtschaft blieb mir noch mehrere Jahre. Bis zum Heranwachsen meiner älteren Schwester hatte ich das Hauswesen zu besorgen. Diese Zeit, in der ich den Kochlöffel handhaben mußte, habe ich benützt, um mich in meinem Sinne und nach meinen Neigungen weiter zu bilden. Es geschah dies ohne Wahl und ohne Plan durch Lesen: mit den Feuilletonromanen begann ich und als sechzehnjährige Junge hatte ich sämtliche Werke von William Shakespeare verschlungen. Wenn ich halbe Tage frei hatte, unternahm ich Ausflüge in den Wienerwald; mein Lieblingspunkt war die Sophienalpe, wo ich von der Franz Karl-Aussicht sehnsüchtig nach dem Schneeberg blicken konnte. Häufig besuchte ich auch die Bildergalerie im Belvedere oder wanderte auf den Basteien um die innere Stadt herum. Diese Wanderung war einer der reizendsten Altwiener Spaziergänge. Von der baumbepflanzten Höhe der Bastei hatte man die Aussicht auf die Wienerwaldberge und auf die vielfach von Gärten umgebenen Vorstadthäuser. Näher heran lag der tiefe Stadtgraben und jenseits desselben die mit Pappeln und Obstbaumalleen durchkreuzte Wiesenfläche des Glacis, wo Drachen stiegen, weißröckige Soldaten mit hohen Bärenmützen exerzierten, trommelten und bliesen und dazwischen die Kinder spielten.

Zu den größten Genüssen meiner damaligen Existenz gehörte der zeitweilige Theaterbesuch, obwohl er nur auf das Thaliatheater in Neulerchenfeld und auf einige Sonntagnachmittage beschränkt war. Dieses Theater, ein Holzbau nächst der ehemaligen Lerchenfelderlinie, der von 1856–1869 bestand, war für die Besucher seiner Höhenregionen fabelhaft billig. Ich habe dort ein großes Ereignis erlebt, nämlich die erste Wiener Aufführung von Richard Wagners „Tannhäuser“, bei welcher es auf der Galerie zwischen Wagnerianern und ihren Gegnern

zu einer solennen Prügelei kam. Ich kannte den Tannhäuser übrigens von meinem allerersten Theaterbesuch her, da ich als achtsjähriger Knabe das gleichnamige Levitschnigg'sche Zauber-märchen im Theater an der Wien geschaut hatte. In dem Theater des „Trinkerlandes“, wie Ferdinand Sauter das gemüthliche Neulerchenfeld nannte, habe ich zumeist Berg'sche Volksstücke gesehen.

Da die Strenge meines Vaters jeden Umgang fern hielt, hatte ich keine Freunde oder Kameraden. Mit Einbruch der Dunkelheit mußte ich zu Hause sein. So war ich stets mit meinen Gedanken und Träumen allein und verlebte eine einsame und freudlose Jugend. Es kam der Trieb zum Erzählen über mich und ich schrieb für einige Unterhaltungsjournale, welche meine Arbeiten auch abdruckten. Außer der Freude, mich gedruckt zu sehen, hatte ich nichts davon. Heute sind mir nicht einmal die Namen der betreffenden Zeitungen oder die Titel meiner Erzählungen im Gedächtnisse geblieben. Damals hätte ich einen Führer gebraucht und es wäre vielleicht etwas aus mir geworden. Aber mein Vater schätzte zwar die Literatur, wünschte jedoch nicht, daß sein Sohn schriftstellerte, denn „die Schriftsteller“, so behauptete er, „sterben meist im Spital“. Im Spital sterben galt damals aber als der Gipfel des Elends. Er wollte für mich ein „sicheres Brot“ und das war nach seiner Ansicht nur bei einer Staatsanstellung möglich. Er ließ mich an der Universität Staatsrechnungswissenschaft studieren; zwei Jahre brachte ich damit zu und schließlich wurde mein Ansuchen um eine Stellung bei der Post mangels der Gymnasialstudien abgewiesen. Dann sollte ich zur Finanzwache eintreten, fand aber wegen meiner hochgradigen Kurzsichtigkeit keine Aufnahme. Daß ich an der Technik populäre Vorträge hörte und bei den Prüfungen Vorzugszeugnisse erntete, sei nebenbei bemerkt.

So wurde ich zwanzig Jahre alt. Um diese Zeit fand ich einen Freund und dieser, obwohl um drei Jahre jünger als ich, wußte mir einen Posten in dem Hause, wo er selbst eine Stellung hatte, zu verschaffen. Dieses Haus war das Bankhaus Eduard Fürst, von dem das Losgeschäft auf Raten eingeführt worden war. Bei Eduard Fürst und seinen Nachfolgern habe ich bis 1878 gearbeitet. Ich bin meinem Freunde, der nun schon über zwanzig Jahre im Grabe ruht, heute noch für diese Wendung meines Schicksals dankbar, womit meine Jugend

den beengten häuslichen Verhältnissen entrißen wurde. Meine Stelle im Hause Fürst war sehr angenehm, der Chef wohlwollend und an den Mitbeamten hatte ich ohne Unterschied der Konfession liebe Kollegen und gute Freunde. Mein Vater, der inzwischen als Oberoffizial pensioniert worden war, wohnte damals in Salmansdorf. Da ging ich im Sommer täglich von Salmansdorf bis auf den Stefansplatz, wo sich das Comptoir befand, zu Fuß etwa eineinhalb Stunden (so etwas sollte man einem Jüngling von heute zumuten!). Außer dieser touristischen Leistung unternahm ich an freien Tagen auch Bergtouren auf Schneeberg, Karalpe und Sonnwendstein.

Im Jahre 1872 vermittelte der Kunsthändler Ledermann meinen Eintritt in den Oesterreichischen Touristenklub. Damit war die Wendung meines Schicksals eingeleitet. Ich lernte Gustav Jäger kennen. Im Klub hörte ich einen Vortrag des allgemein verehrten Alpenfreundes Eduard Fischer von Kösslerstamm, der eine Alpenreise nach Kärnten mit Besteigung des Großglockners schilderte. Der von echt alpiner Begeisterung getragene Vortrag machte auf mich so großen Eindruck, daß ich im nächsten Sommer die gleiche Reise unternahm. Es war im Jahre der Wiener Weltausstellung und des finanziellen Zusammenbruchs; unser in eine Bank umgewandeltes Haus gehörte zu denen, die liquidieren mußten. Ich hatte wenig zu tun und konnte mir eine vierzehntägige Urlaubsreise leisten; sie führte mich, wie geplant, nach Kärnten, auf die Villacheralpe, nach Heiligenblut und zum Großglockner. Es war erst Juni und es gab noch viel Schnee. Ins Villacher Alpenhaus konnten wir nur durch die Dachlucke gelangen und bei der Glocknertour zeigten sich die Tiefen beschwerlicher als die Höhenregionen. Ich hatte aber Wetterglück und war trotz verschiedener unliebsamer Zwischenfälle hoch begeistert. Mein Entschluß stand fest: ich kündigte und ging, sowie ich frei hatte, auf die Karalpe. Ein Schutzhäus und ein Führer waren dringende Notwendigkeiten für dieses vielbesuchte Gebirge. Im „Tourist“ forderte ich den Bau eines Schutzhäuses. Auf der Karalpe führte ich wochenlang ein wildes Leben, schlief in den Sennhütten und bei den Holzknechten und durchstöberte alle Winkel und Gräben. Ich bildete mir ein, daß diese Arbeit mir viel Ehre und Anerkennung bringen würde. Der Führer erschien gleichzeitig mit der Eröffnung des inzwischen gebauten Karl

Ludwigshausen, aber niemand nahm Notiz davon. Ich wurde nicht einmal den hohen Herrschaften (Erzherzog Karl Ludwig und seinen Söhnen), welche an der Eröffnung teilnahmen, vorgestellt. Das war meine erste Enttäuschung und Ernüchterung; viele sollten noch folgen. Der Liquidator der Bank stellte mir Anerbietungen, aber ich lehnte sie ab. Jene Kollegen, die bei der Branche blieben, sind materiell weit besser gefahren. Meine Schicksalswahl brachte mir nicht, was ich hoffte. Mein Leben war und blieb sorgenvoll und ein steter Kampf ums Dasein; aber es war Schönheit darin und das erhebende Gefühl, einer idealen Sache dienstbar zu sein.

Gustav Jäger, der seit der Börsenkatastrophe Geldsorgen hatte, beredete mich, für den „Tourist“ Abonnenten zu werben. Meine Wandersucht verleitete mich, diese Tätigkeit, für die ich weder Lust noch Fähigkeiten besaß, anzunehmen. Ich bekam Freikarten und konnte den größten Teil der Alpen bereisen. Der Abonnentensfang war nur eine unliebe Zugabe, umsomehr als ich das hierzu notwendige Mundwerk nicht besaß und auch der Energie ermangelte, den Leuten die Pistole auf die Brust zu setzen. Ich erzielte nur sehr geringsfügige Erfolge und Jäger gab mich auf. Sein plötzlicher Tod enthob ihn bald weiterer Daseinskämpfe. Die Witwe übertrug mir die Redaktion und Verwaltung des „Tourist“.

Ich hatte außer einem kleinen Kreis von Jäger-Verehrern, die sich „Freunde alpiner Forschung“ nannten, am Beginn meiner redaktionellen Tätigkeit wenig Anhänger. Nach einem Erfolge trachtend, der mir Freunde schaffen sollte, versiel ich auf das Dachsteinproblem.

Seit einiger Zeit beschäftigte die Aufgabe, zum Dachstein einen Aufstieg von der steirischen Seite aufzufinden, die alpinen Kreise; an den ungeheuren Wänden der Südseite des Berges scheiterten alle Versuche. Ich ging in die Ramsau und besprach mich mit dem berühmten Führer Aubhäuser; von ihm hörte ich, daß er auf einer Gemsjagd dem Hochplateau ganz nahe gekommen sei und es an der Hunnerscharte für erreichbar halte. Er war bereit, die Sache mit mir und einem zweiten Führer zu versuchen. Es geschah und gelang. Die Entdeckung gab eine alpine Sensation und es wurden mir von alpinen Gesellschaften („Wilde Banda“ und „Freunde alpiner Forschung“) Geldbeiträge zur Verbesserung des Aufstieges eingesandt. So konnte

der Steig schon im nächsten Sommer feierlich eröffnet werden. Bald darauf übernahm die Sektion „Austria“ des D. u. D. N. B. den Weg und baute am Brandriedel ein schönes Schutzhäus. Bei diesen Vorgängen, welche nur zwischen dem D. T. K. und der Sektion „Austria“ vereinbart wurden, hatte man meine Person und meine Teilnahme an der Ersteigung des Dachsteins gänzlich ignoriert. So zwar, daß ich später, als das Ostalpenwerk des Alpenvereins erschien, energisch meine Verdienste um das Dachsteinproblem reklamieren und einen Nachtrag verlangen mußte.

Im Jahre 1878 starb mein Vater; eineinhalb Jahre später folgte ihm meine ältere Schwester; die jüngere hatte sich verheiratet und ich war allein. Mit der Witwe Jäger konnte ich mich nicht nicht vertragen; ich legte die Redaktion nieder und gründete ein selbstständiges Unternehmen, „Touristische Blätter“ genannt. Um diese Zeit unternahm ich mit meinem Freund Gustav Strauß eine Erforschungstour in die Gletscherregionen der Granatkogel-(Goldberg-) Gruppe, wobei uns der Kapruner Führer Hez begleitete. Über diese Tour wurde im Jahrbuch des D. T. K. berichtet.

Vorher hatte ich schon eine Tour in die Kauris unternommen, um die Zugangsarbeiten in der Ritlochklamm zu besichtigen, womit auch ein Besuch des Goldbergwerkes in Kolm verbunden wurde. Wir schauten die uralten Bergwerkstollen, wobei es sich ereignete, daß einer meiner Führer von der Fallsucht befallen wurde, wovon er sich jedoch bald erholte.

Meine Zeitschrift lebte nur kurz und endete mit dem Verluste meines kleinen Vermögens. Gleichzeitig hatte ich auch begonnen, kleine Lokalführer herauszugeben. Es entstanden Führer für Golling, Hallstatt, Unken, Gröbming und St. Gallen. Auch diese Unternehmung konnte meine Existenz nicht decken.

Hierauf übertrug mir der D. T. K. die Verfassung von Touristenführern auf den Bahnen ins Triesting- und Traisental. Hier litt ich mit meiner idealen Anschauung, daß man einen Führer nur schreiben dürfe, wenn man die betreffende Gegend selbst gesehen und bewandert habe, Schiffbruch. Ich schrieb nicht nur an Lehrer und Gemeindevorsteher und an alle Persönlichkeiten, welche mir nützliche Mitarbeiter sein konnten, sondern bewanderte selbst die ganze Gegend. Meine Auftraggeber waren

mit dieser idealen Anschauung nicht einverstanden, denn meine langen Aufenthalte in einzelnen Stationen nahmen Zeit- und Geldmittel in Anspruch. Bei dem geringen Absatz, auf den diese Führer rechnen konnten, war eine so kostspielige Arbeitsweise nicht zu bestreiten. Nach dem Erscheinen von drei Bänden wurde die Sache aufgegeben.

Ich aber war unerschöpflich im Ertragen stets erneuten Elends und im Erfinden neuer Projekte.

Der Osterreichische Alpenklub war damals gegründet worden und mit dem kühnen Unternehmen beschäftigt, auf der Adlersruhe des Großglockners eine Schutzhütte zu bauen. Ich schlug vor, einen Führer für die Glocknergruppe herauszugeben. Der Vorschlag wurde angenommen, ich ging nach Kals und Heiligenblut, um die Glocknerbücher durchzusehen, und im Frühjahr 1881 erschien der „Illustrierte Glocknerführer“, herausgegeben vom Oest. Alpenklub, im Verlage von A. Hartleben.

Ogleich nun der Glocknerführer keinen Buchhändler-Erfolg bedeutete, für mein Leben war er eine Schicksalswendung. Ich kam in Beziehung zur Verlagsbuchhandlung A. Hartleben und Herr Eugen Marx übertrug mir eine Reihe von Alpenführern. In Dölsach fand ich endlich eine Kaffstätte und ein sorgenloses Dasein, eine Erlösung von meinem bisherigen unsicheren und unruhigen Leben. Nach den Zeiten, wo ich stets im Schatten gesessen hatte, kamen endlich lichte Tage, wo mir die Glückssonne leuchtete. Ich war wohl auch leicht zu beglücken nach so viel Sorgen und Bedrängnis! Die Jahre, die ich in Dölsach zugebracht habe, gehören zu den glücklichsten Zeiten meines Lebens. Ein Führer für das Pustertal und die Dolomiten war meine nächste Aufgabe.

In Dölsach, der ersten Station meines werdenden Führers, blieb ich hängen. Ich fand dort unter den Kastanienbäumen des Puzenbacher'schen Gasthofes eine ganz ausgezeichnete Gesellschaft, die mir als Verfasser des Glocknerführers freundliche Aufnahme bot. Es waren dort der auf der Höhe seines Ruhmes befindliche Maler Defregger, Frau Kaizl-Hebbel, Tochter des berühmten Dichters, und ihr Gemahl Dr. Alfred Kaizl, der spätere Generaldirektor der Südbahn, ferner der Kunstschriftsteller Dr. Hans Grasberger und der Schauspieler Alois Wohlmut, später königl. Hoffchauspieler in München.

Anfangs wagte ich „in meines Nichts durchbohrendem

Gefühle" kaum den Mund aufzutun, aber das überaus anspruchlose Auftreten des großen Malers, die Lebhaftigkeit der geistreichen Dame, der Frohsinn des angesehenen Schriftstellers, der von seinem Aufenthalt in Rom so fesselnd zu erzählen wußte, und die Liebenswürdigkeit des hochbegabten Schauspielers erwärmten mich bald. Frau Raizl taufte mich „Glockner-Rabl" zum Unterschied von dem damaligen Triester Abgeordneten gleichen Namens, dem von Kaiser Franz Josef in einer Audienz faktiöse Opposition vorgeworfen worden war und der deshalb als „faktiöser Rabl" bezeichnet wurde.

Einmal unternahm ich mit Defregger und Grasberger eine Besteigung des Ederplan, wo uns Defregger auf dem Schauplatz seines Hirtenlebens herumsführte und verschiedene Produkte seiner damaligen Holzschnitzerei zeigte. Die Erinnerung an diese Jugentage bestimmten ihn auch zu dem Entschlusse, sich hier ein Sommerhaus zu bauen, und wir stellten den günstigsten Platz fest, wo es stehen sollte. So entstand das heutige Annaschutzhause des Österr. Touristenklub.

Nach einigen in Dölsach verlebten höchst genußreichen Tagen setzte ich meine Bewanderung des Pustertales fort; was ich damals an Hochgebirgsschönheit genoß, lebt noch heute in meiner Seele. Dann war ich wieder in Dölsach, Defregger und Frau Raizl waren auch dort; der Pfarrer Treper und der musikalisch hochgebildete Lehrer Weißkopf ergänzten die Plauderrunde.

In Wien wollte es mir nach meiner Rückkehr gar nicht gefallen und die furchtbare Katastrophe des Ringtheaterbrandes, deren Augenzeuge ich wurde, verleidete mir vollends den weiteren Aufenthalt. Nach Weihnachten kam ich zu einem Entschlusse; nach Dölsach wollte ich wieder und mit meinen Vorarbeiten zum Führer für das Pustertal und die Dolomiten und mit den damit verbundenen Honoraransichten kam ich am Sylvestertage des Jahres 1881 in Dölsach an. Ich war entzückt von der Winterpracht der Landschaft und von dem köstlichen Klima. „Ich sitze auf einem Eisblock und werde von einer Meraner Sonne gewärmt", schrieb ich damals. Dölsach hat bereits Anteil am italienischen Klima; helle Tage und warme südliche Sonne. Ich entdeckte eine Felswand, an der man täglich einige Stunden behaglich sitzen konnte; ich richtete mir dort eine Schreibmöglichkeit ein und habe einen Teil meines Führers in

diesem Felswinkel im Freien geschrieben. Ich wohnte im Gasthose Putzenbacher sehr billig und angenehm. Wenn ich von meiner Arbeit ausblickte, sah ich die höchsten Gipfel der Lienzer Dolomiten vor mir. Putzenbacher senior wurde mir ein guter Freund; seine Mutter und seine Frau waren sorgsame und liebenswürdige Wirtinnen.

Aber Herr Anton Silberhuber, damals bereits Präsident des Oesterr. Touristenklubs, wünschte, daß ich für den Sommer einen Führer schreibe, und ich ging deshalb im März 1882 für einige Zeit wieder nach Wien. Erst im Hochsommer kam ich nach Dölsach zurück. Ich fand Defregger mit seiner Familie bereits im Ederplanhause, wo auch ich einige Wochen als Gast verlebte. In diesem Sommer machte ich eine Wanderung von Dölsach über den Hochtortauern nach Berchtesgaden zum Besuche der Familie Kaizl, die dort den Sommer verbrachte; ich blieb einige Tage dort und kehrte dann über das Steinerne Meer und den Krimmlertauern ins Pustertal zurück. Es war ein arg verregneter Sommer, ihm folgte ein noch schlimmerer Herbst; Ich ging im September, warum weiß ich nicht mehr, nach Wien. Von der Überschwemmungskatastrophe im Pustertal las ich nur in den Zeitungen; das Argste blieb mir vorbehalten.

Am 27. Oktober kam ich nach Dölsach und Abends brach ein Gewitter los, das bis zum Abend des folgenden Tages währte. Das Erdreich war von den Regensfluten des Septembers so durchtränkt, daß es kein Wasser mehr aufnahm, und die Wildbäche, die in der Regel kaum so viel Wasser führen, als zum Betriebe der Hausmühlen nötig ist, trugen hochgeschwellt Tod und Verwüstung in die Täler.

Am frühen Morgen des 28. Oktober weckten mich die Sturmglocken und der ganze Tag war voll Angst und Not. Im benachbarten GÖdnacher oder St. Jörgenbach kamen vier Menschen ums Leben; der Dölsacherbach zerstörte ein Haus und füllte die meisten anderen mit Gerölle an. Die Kulturgründe waren hoch mit Gestein und Schutt überlagert, es mangelte an Unterkunft und an Boden zum Bau der Feldfrüchte. Die Bezirkshauptmannschaft ließ Militär kommen zur Abräumung des Schuttes. Ich stellte sofort mit dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Gemeindevorsteher ein Hilfskomitee zusammen und begann eine lebhaftige Tätigkeit.

Zu sehr ungelegener Zeit berief mich Präsident Silberhuber nach Wien; es handelte sich um einen Führer für Zwettl und das Kamptal. Ich folgte dem Rufe noch im November und fuhr nach Zwettl. Der Bezirkshauptmann, der die dortige Klubsektion leitete, erwartete mich und teils mit ihm, teils allein bewanderte ich das mir ganz neue Waldviertel, bis der Schnee unseren Wanderungen ein Ziel setzte. Die Weihnachten brachte ich schon wieder in Dölsach zu und konnte die Arbeiten des Hilfskomitees weiterführen. Reichlicher Erfolg stellte sich ein und die Gemeinde Dölsach überreichte mir am 19. März 1883 das Ehrenbürgerdiplom.

Dann ging ich abermals nach Wien, vollendete den Führer für Zwettl und einen Führer für Niederösterreich, der keine besonderen Vorarbeiten brauchte.

Im Sommer 1883 bewohnte ich das einsame Haus des abgekommenen Eggerhofes, der auf einer Bergmatte zwischen zwei Bächen liegt. Die Aussicht umfaßt den ganzen Lienzener Boden mit der grünen Pracht seiner Kulturen und seiner wunderbar mannigfaltigen Bergumrahmung. Nach dieser Idylle verschmälert sich der Bergrücken zur Schneide, von der Waldhänge und Schuttriefen steil niederstürzen; man sieht hier die Reste eines Bauernhauses, das den Minierarbeiten der Wildwässer zum Opfer gefallen ist, und blickt in die Werkstätte der erodierenden Kräfte, von denen Abrutschungen und Erdpyramiden anschaulich erzählen. Es war ein gewitterreicher Sommer und ich gedenke noch der großartigen Gewitterstimmungen, wenn furchteinflößende Wolkenmassen vom Defregger Gebirge herangerollt kamen und Berg und Tal in ihre Schleier hüllten.

Ein alpines Ereignis dieses Jahres war die Eröffnung der Linderhütte auf dem Spitzkofel. Ignaz Linder, ein hochbegeisterter Alpinist, und mehrere gleichgesinnte Freunde hatten am Spitzkofel (2758 m) eine Schutzhütte gebaut, zu deren Errichtung sie die Baumaterialien selber hinauf getragen hatten. Die Eröffnung ward durch eine Messe gefeiert, zu der sich die Lienzener einer alpenfreundlichen Franziskaner mitbrachten. Die großartige Wildheit der Felsenwelt ringsum und das langhinrollende Echo der Dynamitschläge, mit denen die Hauptmomente der Messe bezeichnet wurden, machte einen tiefen Eindruck.

Im selben Jahre veranstaltete Defregger auf dem Ederplan ein Scheibenschießen, daß mir dadurch unvergeßlich ge-

blieben ist, daß ich das Schießen eröffnete und mit diesem ersten Schuß beinahe den Festgeber Defregger erschossen hätte. Die Einrichtung war nämlich so ungeschickt, daß sich die Schußlinie zwischen den Plätzen der Gäste und der Hütte befand. Wer also in der Hütte zu tun hatte, mußte die Schußlinie durchschreiten. Defregger kam eben aus der Hütte, als ich losdrückte; ein allgemeiner Aufschrei ertönte, Defregger blieb stehen und sagte ernsthaft: „Das war gut.“ Mir aber lag der Schreck noch lange in den Gliedern.

Auch die Wasser der Politik schlugen ihre Wellen nach dem stillen Dölsach. Als nämlich bis zum Herbst 1883 von den für die Uberschwemmten versprochenen Geldaushilfen nichts verlautete, schrieb ich darüber und über sonst Einiges einen harmlosen Artikel an die „Deutsche Zeitung“. Herausgeber dieses damals sehr angesehenen Journals war der Reichsratsabgeordnete Reschauer, der in der Oppositionspartei eine große Rolle spielte, ihm bot meine Korrespondenz eine Waffe gegen die Regierung, von der die Partei auch sofort rücksichtslos Gebrauch machte. Die Nase, die in Folge dessen von der Wiener Regierung nach Innsbruck ging und von der Statthalterei an die Bezirkshauptmannschaft Lienz weitergegeben wurde, reizte da und dort die Bürokraten zur Wut. Die Tiroler Statthalterei ließ eine Extraausgabe ihres Amtsblattes erscheinen, in der versucht wurde, die Angaben des Dölsacher Korrespondenten zu widerlegen, und die Bezirkshauptmannschaft Lienz tat in der Lienzener Zeitung das Gleiche. Da aber fast gleichzeitig die ersehnten Unterstützungsgelder eintrafen und unverzinsliche Kredite in Aussicht gestellt wurden, ließ man den Sturm seelenruhig austoben.

Gegen die Mitte der 80er Jahre machte sich ein lebhafteres Interesse für die bis dahin wenig beachteten Lienzener Dolomiten geltend. Der Präsident des D. T. K., Anton Silberhuber, bestieg zweimal den Spitzkofel. Über meine Anregung wurde die am Fuße dieses Berges gelegene Galizenklamm mit ihren Wasserstürzen und Felsgruppen zugänglich gemacht; sie übte mehrere Jahre lang viel Anziehung aus, bis sie wegen Steinfalls gesperrt werden mußte. Um diese Zeit gründete ich auch in Oberdrauburg eine Sektion und stellte den Antrag auf Erbauung eines Schutzhauses auf dem Hochstabl. Einmal ging ich mit Präsident Silberhuber nach Prägraten, um den Bau-

platz des Defregger-Schutzhauses auf dem Großvenediger festzustellen. In Dölsach führte ich für die Schulkinder den dort noch unbekanntem Christbaum ein; ich gründete ein Weihnachtskomitee und brachte alljährlich an Waren und Geldern genug zusammen, um mehr als 100 Kinder mit Gaben zu erfreuen. Die Christbaumfeier, die am Stefanitage unter Mitwirkung der Dölsacher Musikkapelle stattfand, war immer sehr stimmungsvoll und ich erinnere mich gerne und mit Rührung daran. Neun Jahre hindurch habe ich dieses Kinderfest veranstaltet, und als ich schon nach Wien übersiedelt war, bin ich noch zur Weihnachtszeit nach Dölsach gefahren. Nach und nach hat der Christbaum auch im Heim der Bevölkerung Einlaß gefunden.

Mit einem Ereignis verbunden. Drei Wiener Touristen, die die Heilige Nacht am Großglockner feiern wollten, fanden dort ihren Tod. In Heiligenblut traf mich ein Telegramm aus Wien und beauftragte mich, in Kals die Bergungsarbeiten zu leiten. Nachts fuhr ich im Schlitten bei fürchterlicher Kälte durchs Mölltal hinab. An meiner Nase, die ich mir dabei erfror, hatte ich einige Wochen zu kurieren. In Lienz traf ich Gesellschaft aus Wien: Journalisten und Angehörige der Verunglückten. Von Huben ab ging's zu Fuß nach Kals, wo ich schon alles getan fand. Die Leichen waren bereits herabgebracht worden, mußten aber eine ganze Nacht mit heißen Umschlägen behandelt werden, um aus ihren steif gefrorenen Stellungen in eine dem Transport angemessene Lage zu kommen.

In diesem Jahre kam die schon seit Langem schwebende Angelegenheit der Iselsbergstraße ins Rollen. Zwischen Lienz und Dölsach kam es zu einem Federkrieg, der schließlich sogar in Persönlichkeiten seinen Ausdruck fand. Die Lienzener wollten, daß die Iselsbergstraße in ihrer Stadt den Ausgang nehmen sollte, während die Dölsacher die natürliche Straße vom Dölsacher Bahnhofe verteidigten. Und diesen Gedanken vertrat ich. Das Resultat des Streites war, daß die Dölsacher mit ihrem Projekt durchdrangen. Die Lienzener mußten ihr Projekt fallen lassen, weil die Straßenlinie Lienz-Iselsberg sich als weit länger und kostspieliger herausstellte, insbesondere kam dabei die Brücke über den wilden Debantbach in Betracht, da dieselbe sehr teuer zu stehen gekommen wäre. Die Straße wurde also nach dem Dölsacher Projekt gebaut.

Der Fortgang meiner Tätigkeit im Alpenlande wurde durch den Auftrag der Südbahn unterbrochen, Abbazia und seinen Umkreis zu bewandern und einen Führer zu verfassen. Generaldirektor Schüler hatte damals eben begonnen, Abbazia zum Winterkurort auszugestalten. Und so sah ich mich denn innerhalb weniger Tage aus den Alpen nach dem Meere versetzt (1885). Zuerst ging ich nach Fiume, wo ich einen Monat mit Wanderungen in der Umgebung verbrachte, und dann nach Abbazia. Da ich gleichzeitig einen Führer für Oberösterreich in Arbeit hatte, ging ich wieder nach dem stillen Dölsach und arbeitete dieses Buch fertig. Die Osterfeiertage sahen mich wieder in Abbazia. Nach Vollendung meiner Aufgabe mußte ich nach Wien, um an Stelle des erkrankten Redakteurs Eduard Graf die Schriftleitung der Österr. Touristenzeitung zu übernehmen. Nachdem Graf gestorben war, führte ich die Redaktion noch einige Monate weiter, bis sie von Herrn Julius Meurer übernommen wurde, und kehrte wieder nach Dölsach zurück. Eine große Sehnsucht war in mir und glücklich schätzte ich mich, als ich den Vergumkreis von Dölsach wiedersah. Ich wohnte wieder bei Putzenbacher, aber es hatten sich inzwischen Veränderungen zugetragen; die Tochter des Wirtes hatte den Wirt von Heiligenblut geheiratet, die Wirtin war gestorben und die Mutter des Wirtes war ihr bald nachgefolgt. Defregger brachte seine Sommer nicht mehr im Ederplanhause zu, sondern hatte sich oberhalb Spinges bei Mühlbach ein Alpenhaus gebaut; das Klima vom Ederplan war seiner Frau zu kalt gewesen. Da das Ederplanhaus zu verfallen drohte, begab ich mich eines Tages zu Prof. Defregger und bat ihn, das Ederplanhaus dem Österr. Touristenklub zu schenken, damit er es zu einem Schutzhaus umgestalte. Meine Bitte ward gewährt und der Klub nannte das neue Schutzhaus, der Gattin des Künstlers zu Ehren, Anna-Schutzhaus.

Ich brachte einen ganzen Sommer dort zu und leitete die Herstellung einer Weganlage vom Anna-Schutzhaus auf den Hohen Zieten (2481 m), einen der großartigsten Aussichtspunkte im Innern der Alpen. Der Weg über den zwei Stunden langen Rücken mit dem Ausblick ins Mölltal und auf die Tauern einerseits, auf die Dolomiten andererseits, hat neuerdings als Übergang nach Oberdrauburg Anwert gefunden. Der Besuch des Anna-Schutzhauses war in dieser Zeit noch sehr unbedeutend und meine herrliche Einsamkeit nur wenig gestört. Ich habe hier

wunderfame Dinge erlebt. Nachtgewitter und Stürme von ungeheurer Wucht, Nebelbilder (Brockengespenster) von unwahrscheinlichem Zauber und märchenhafte Farb- und Beleuchtungseffekte.

Alles, was Alpenschönheit heißt, ist vereint um diese Höhe. Ich bin auch im Winter oben gewesen und sah die seltsamen Modellierungen, die der Wind auf dieser ausgesetzten Höhe im Schnee bewirkt. Vom Alpenwinter wäre überhaupt viel zu erzählen. Von den Rodelfahrten, vom Unterschied der Temperatur zwischen Tal und Höhe, von den vereisten Wegen und verglasten Wasserstürzen und von den Gegensätzen zwischen Sonn- und Schattenseite; auf der Sonnseite arbeitet der Bauer in Hemdärmeln auf seinem Felde und auf der Schattenseite ist alles im Schnee vergraben und klingeln die Schlitten.

In einem dieser Winter gab es auch eine „dramatische“ Episode; ich hatte einige junge Burschen entdeckt, die schauspielerische Begabung zeigten, und es kam mir der Gedanke, Theaterpiel zu versuchen; bald hatte ich die Leute beisammen und alle waren mit Begeisterung dabei. An einem Faschingdienstag führten wir im Putzenbachersaale das „Versprechen hinterm Herd“ auf. Die Sennerin Nandl wurde von einem besonders hübschen Burschen gegeben. Beifall und Zulauf war ganz außerordentlich. Aber schon am nächsten Tag war die Gendarmerie da, um den „Unfug“ abzustellen, und die Bezirkshauptmannschaft beehrte mich als Rädelsführer mit einer Vorladung. Von dieser Behörde erhielt ich wegen Ubertretung des Theatergesetzes 50 Gulden Geldstrafe, die im Berufungswege auf 25 Gulden herabgesetzt wurde, und die ich schließlich, nachdem ein Gnadengesuch keinen Erfolg hatte, in Raten bezahlte. Ich suchte hierauf um eine Theaterkonzession an und erhielt sie; einige Vorstellungen wurden in Lienz und Oberdrauburg gegeben. Als ich aber nicht mehr dabei war, um die Uneinigkeiten der Mitglieder zu schlichten, ging das Unternehmen ein. Ich war nicht mehr dabei, weil ich in Wien zu tun hatte. Ein bekannter Hochtourist, Herr Gustav Gröger, hatte den Gedanken, ein Werk über die Entwicklung der Hochtouristik zu schreiben, und wünschte meine Mitwirkung. Diese Arbeit fesselte mich fast ein Jahr lang an Wien und erschien in der Lechner'schen Hof- und Universitätsbuchhandlung (Wilhelm Müller).

Nebenher verfasste ich einen Führer durch Niederdorf, zu

welchem Behufe ich im Frühjahr einige Wochen in dem berühmten Dolomitendorf zubrachte. Auch beschäftigte mich eine Sammelaktion für Heiligenblut, dessen Gemeinde für den Bau eines Schulhauses um Beiträge warb.

Als ich endlich all dies hinter mir hatte, faßte ich den Entschluß, mir in Dölsach ein Haus zu bauen; eine Stelle unter prachtvollen Fichten und mit herrlicher Aussicht auf die Dolomiten ward geeignet befunden. Es entstand ein Häuschen mit zwei Stuben und einer Küche; als auch alles bequem eingerichtet war, hatte ich nicht mehr als 900 Gulden ausgegeben, so billige Zeiten waren damals! Auch pachtete ich einen Garten dazu und trieb Landwirtschaft.

Diese Idylle dauerte aber nur kurz, weil meine finanzielle Lage sich etwas aussichtslos gestaltete. Alle Kronländer hatten von mir bereits Führer erhalten, gute Führer, darf ich wohl hinzufügen, weil ich verlässliche Mitarbeiter hatte und sorgfältige Literaturstudien machte, die ich geschickt zu verwenden wußte.

Was aber weiter?

Da wurde Herr Julius Meurer an Stelle des Herrn Silberhuber, der als Direktor der Kuranstalten von Abbazia zurücktrat, zum Präsidenten des Oesterr. Touristenklub gewählt; er gab die Redaktion der Oesterr. Touristenzeitung ab und ich erhielt sie.

Bevor ich Dölsach für immer verließ, ereignete sich ein Vorfall, der für mein künftiges Leben von großem Einfluß sein sollte. Ich hatte begonnen, mir eine Sammlung von Notizen und Zeitungsausschnitten anzulegen; besonders schätzte ich Volksbräuche, Sagen und Lieder. Es traf sich nun, daß ich bei meinen Streifereien einen Almhirten entdeckte, der sich durch besondere Intelligenz und gute Volksschulbildung empfahl. Dieser junge Mensch, der etwa fünfzehn Jahre zählte, lieferte mir durch längere Zeit wertvolle Notizen und war ganz außergewöhnlich betrübt, als er hörte, daß ich die Gegend verlassen müsse. Und eines Morgens fand ich ihn vor meiner Türe, weinend und bittend, ich möchte ihn mitnehmen. Ich einsamer Mensch besann mich nicht lange und willigte ein. Welche Verantwortung und welche Fülle von Sorgen ich mir damit für die Zukunft erwirtschaftete und wie es doch wieder gut kam, das konnte ich damals nicht ahnen.

Ich will den Verlauf dieser Schicksalsfügung, vorgehend,

gleich hiehersetzen. Der junge Mensch war etwas ungewöhnlich geartet; er konnte sich nicht fügen und er mochte die Bauernarbeit nicht. Darum war er auch lieber Hirte und lieber schrieb oder las er, als daß er tat, was die Bauern allein als Arbeit gelten lassen wollen. Und darum schimpften sie ihn Faulpelz oder Tagdieb und die Mutter, ein armes Weib, schimpfte mit; man machte ihm das Leben sauer und deshalb war er von ihnen gegangen. Der Mangel an Fügsamkeit machte sich aber auch in Wien geltend; ich brachte ihn als Lehrling in einem angesehenen Geschäft unter, aber er konnte sich nicht vertragen, und in der Handelsschule zeigte sich, daß seine Volksschulvorkenntnisse nicht ausreichten. Da war ich mit ihm bald in Verlegenheit. Endlich verschaffte ihm mein Schwager einen Posten als Helfer in einem Installationsgeschäft. Mir war es nicht ganz recht, weil er anfänglich untergeordnete Arbeiten tun mußte; aber es blieb keine Wahl, und er fand sich wieder Erwarten rasch hinein; seine vorzügliche Auffassungsgabe brachte ihn nach kaum zehn Jahren zu einer geschätzten Stellung, in der er viel Geld verdiente. Nun heiratete er eine Brünner Beamtentochter und bald waren auch vier Kinder da. Mehrere Jahre hatte er bei den Adaptierungsarbeiten im Schlosse Kobenzl zu tun, wohnte draußen und führte ein ganz idyllisches Leben. Später wurde er auswärts angestellt und war mit seiner Familie an verschiedenen Orten. So weit wäre alles gut gewesen, aber da ergriff ihn die Wiener Krankheit; von Innsbruck kam er im April 1904 totkrank zurück und schon im Mai war er dahin. Die Witwe war mit ihren vier Kindern ohne Mittel und ich hatte einen schweren Kampf mit mir selbst. Was andere rieten und sagten, konnte mich nicht beruhigen. Mein Gewissen sagte mir, daß der Verstorbene vielleicht noch leben würde, wenn ich ihn daheim gelassen hätte, in dem Boden, wo er wurzelte, und in der Luft, die er gewohnt war. Es ist ja nachgewiesen, daß Bergbewohner den Einflüssen des Stadtklimas weit weniger Widerstand leisten können, als die Städtemenschen, und daß sie insbesondere der furchtbaren Städtegeißel, der Tuberkulose, leicht unterliegen; ich sagte mir, daß ich Schuld an seinem Tode trüge und auch an der Existenz seiner Familie und daß ich die Verpflichtung habe, für die Hinterbliebenen zu sorgen. Und ich tat auch so und nahm die Familie zu mir.

Da hieß es denn abermals, zur Führerfabrikation greifen,

und ich war nicht lange in Verlegenheit. Damals baute man die Tauernbahn und ich plante einen Tauernbahnführer, wobei ich auf die Unterstützung meines Jugendfreundes Carl Wurmb rechnen konnte. Ich eröffnete damit eine neue Reihe von Führerbüchern. Dem Tauernbahnführer folgte ein Führer an der nördlichen Adria und ein Führer an den neuen Bahnen in Südtirol. Für die Sektion „Krems-Stein“ des Österr. Touristenklubs bearbeitete ich in dieser Zeit auf Grund mehrwöchentlicher Bereisungen einen Führer durch die Wachau und das Waldviertel. Mit dem Klubpräsidenten J. Meurer gab ich ein halbes Duzend Führer für einzelne Strecken heraus, welche ich ebenfalls selbst bewanderte. So lernte ich meine engere Heimat gründlich kennen.

Ferner verfaßte ich mit Herrn Meurer ein Handbuch für Touristen: „Der Bergsteiger im Hochgebirge“, ein Buch, worin alle touristischen Vorkommnisse durch Zitate aus Berichten hervorragender Hochtouristen erläutert wurden.

In diese Zeit fiel auch meine letzte Hochtour. Es war eine Besteigung der Boc, des höchsten Gipfels der Sellagruppe in den Dolomiten. Ich habe diese Tour in der Österr. Touristenzeitung sehr ausführlich beschrieben und es wurde mir von unbekannter Seite die Ehre einer versifizierten Parodie zuteil. Als Bergsteiger wurde ich in touristischen Kreisen nie für voll gehalten. Und mit Recht. Der Grund war aber nicht Unfähigkeit, sondern Geldmangel. Hochtouristik ist leider auch eine Geldfrage.

Als mir anlässlich meines 25 jährigen Schriftstellerjubiläums ein größerer Betrag als Ehrengeschenk überreicht wurde, konnte ich einen meiner Lebenswünsche erfüllen. Ich ging nach Italien, besuchte Verona, Venedig, Mailand usw. Bis Florenz und Rom hat es leider nicht gelangt. Darauf werde ich schon verzichten müssen. Eine goldene Ehrenuhr mit Kette, die mir bei der gleichen Gelegenheit übergeben wurde, ist in Diebes Hände geraten.

Meine letzten Führerbücher waren: ein Führer an der Dolomitenstraße, der rasch eine zweite Auflage erlebte, und ein Führer auf der Mittenwaldbahn. Außerdem bearbeitete ich unter Mitwirkung der hervorragenden Alpenvereinssektionen Amthors berühmten Alpenführer in mehreren Neuauflagen. Da sich auch Neuauflagen meiner älteren Führer einstellten, gestalteten sich meine materiellen Verhältnisse zeitweilig ganz erträglich, umsomehr als die Witwe Keiter mit dem Beamten Carl Exner, einem Freunde ihres verstorbenen Gatten, in eine neue Ehe getreten war.

Als ich das 73. Jahr vollendet hatte und mir die mit der Schriftleitung verbundenen Gänge zu mühsam wurden, suchte ich um meine Enthebung an. Ich erhielt sie und die Klubleitung belieh mir meine Bezüge.

Vielleicht wäre hier der Ort, auf meine 25 jährige Tätigkeit als Redakteur näher einzugehen; füllt sie ja doch einen großen Teil meines Lebens aus. Sie ist aber aus den 25 Jahrgängen der Zeitschrift ersichtlich und trägt von der ersten bis zur letzten Nummer die Spuren meiner Leistungsfähigkeit. Ich habe mich nicht begnügt, Schriftleiter zu sein, sondern habe auch viele größere Aufsätze geschrieben, von denen manche mir heute noch angenehm erinnerlich sind: Die „Momentbilder aus dem Süden“, „Stifter und die Alpen“, „Aegypten“, „Korsu“, „Über den Fernpaß zur Zugspitze“ u. a. sind vielleicht heute noch des Nachlesens wert, trotzdem ein Redakteur nur für den Tag schreibt.

Als ich in dem kurzen Traume lebte, ein Pensionist zu sein mit ausreichendem Einkommen und meinen Neigungen leben zu dürfen, da lockten mich die Alpen. Ich glaubte, die Berge könnten den Rest meines Lebens ausfüllen. Die Berge standen allerdings noch da in ihrer alten Pracht, aber so genutzreich, so herrlich sie für einige Wandertage waren, für längeren Aufenthalt genügten sie allein mir nicht mehr. Mir fehlten die Menschen, die Menschheit von einst, in deren Wesen und Sein ich mich so prächtig hineingefunden hatte; sie waren alle dahin und ihresgleichen gabs nicht wieder. Ich war und blieb ein Fremder in dem Orte, den ich mir als vermeintliche Kaststätte meiner Lebensreise ausgewählt hatte; ich konnte dort nicht Wurzel fassen und mußte mir sagen wie der alte Koder im „Toten Dorf“, „Heimat ist nur dort, wo liebe Menschen sind“. —

Bewegte und nervenaufregende Stunden hat mir diese alpine Episode gebracht. Monatelang hörte ich die Fenster klirren von den Kanonaden des nahen Kriegsschauplatzes; ich erlebte mitfühlend das ungeheure Leid der Verwundeten, die drei Stunden weit über den Berg geschafft wurden, und sah den Soldatenfriedhof entstehen. Ich machte schließlich den Zusammenbruch mit und den schrecklichen Rückzug; er dauerte zehn Tage und ebensolang waren wir in Lebens- und Feuersgefahr. Nach dieser Katastrophe strebte ich der Heimat zu und war glücklich, als es mir endlich nach vielen Schwierigkeiten gelang, wieder den Boden des Wienerwaldes zu betreten.

In diesen sturmbelegten Tagen habe ich wieder angefangen Novellen zu schreiben. Zwei derselben, „Der Burgschatz“ und „Der Ahnherr“ sind in dem von der Südbahngesellschaft herausgegebenen Blatte erschienen.

Nahezu zwei Jahre war ich von der Heimat fern gewesen, aber als ich wiederkam, fand ich sie unheilvoll verändert. Durch die Entwertung der Krone war mein Einkommen zu einer Nichtigkeit geworden und ich auf die Hilfe der Familie Erner und auf die Unterstützung der alpinen Vereine und Gesellschaften angewiesen. Ich erbat und nahm diese Unterstützung, weil ich, ganz abgesehen von meiner 25 jährigen redaktionellen Tätigkeit, glaube, mit meinen Führern einen ehrenwerten Beitrag zur Kenntnis der Alpen und zur Förderung der Touristik geleistet zu haben. Sie sind, wenn auch nicht alle aus eigener Anschauung, doch mit Hilfe sorgfältiger Literaturstudien entstanden und mit wissenschaftlichen Notizen und charakteristischen Schilderungen reichlich durchflochten. Was ich als Einzelner tun konnte, habe ich mit Fleiß und Wissen in einem wahren Nomadenleben für diesen Beruf aufgewendet.

In der Heimat aber erwachte meine Arbeitsfreude und Schaffenskraft auch bald wieder und ich faßte den Entschluß, einige meiner Wander- und Vereinsserlebnisse, von denen ich glaubte, daß sie des Lesens wert seien, mit der Schreibmaschine vor einen kleinen Leserkreis zu bringen, indem ich sie Freunden und Gönnern überreiche. Es entstanden die Hefte „Mit dem Rucksack“, eine Reihe novellistisch bearbeiteter Erinnerungen, die hier und da Anklang fanden.

Eine bedeutsame Wendung trat ein, als die neugegründete Bergsteigergesellschaft „D' Schwaberln“ und die verehrte Familie Walter in Mödling mir ihre Teilnahme schenkten. In diesem Kreise reifte der Gedanke, die Sache der Alpen durch eine echt alpine Novellistik zu fördern. Unsere alpine Literatur besitzt zwar meisterhafte Berichte von hochpoetischem und tief psychologischem Gehalt, aber wenig wirklich alpine Belletristik. Es mangelt nicht an vorzüglichen Erzählungen und Romanen mit glänzenden Alpenschilderungen, aber den Handlungen und Personen fehlt zumeist wirklich alpiner Gehalt, es mangelt an alpinen Motiven und an alpiner Gesinnung. Es ist dies umso bedauerlicher, als der werbende Einfluß der Belletristik sehr bedeutend ist und

auch zur Förderung des Alpinismus wirksamer herangezogen werden sollte.

Die genannte Bergsteigergesellschaft hat sich nun entschlossen, einige meiner Novellen, die etwa ihrem Ideale nicht ferne sind, in Druck zu legen und mir den Reinertrag zu widmen.

Im Herbst 1922 gründete mein Freund Herr Robert Walter den Rablbund. Namhafte Beiträge zur Verbesserung meiner Verhältnisse sind mir von dieser Seite gespendet worden.

Durch die Drucklegung meiner vorstehenden Lebenserinnerungen endlich bemühen die Herausgeber sich, mir die Not der gegenwärtigen schweren Zeiten leichter tragen zu helfen.

In meiner durch Alter und Krankheit bedingten Hilflosigkeit ist es mir ein Trost, zu wissen, daß gute Menschen sich vornehmen, meinen Lebensabend sorgenfreier zu gestalten. Möge vorliegendes Schriftchen dazu beitragen, meinen Anteil an der kulturhistorischen Strömung, auf welche die großartige Entwicklung der Touristik in den letzten fünfzig Jahren zurückzuführen ist, in Erinnerung zu bringen und mich hoffen zu lassen, daß mein Leben und Wirken in dieser Zeit dem Gedächtnis der touristischen Nachwelt nicht ganz entschwinden wird.



